

15]

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

Aufgeregt näherte Cachaprés sich ihr und nahm sie beim Arme: „Germaine!“ — Sie sah ihn an.

Er schlug sich mit der geballten Faust aufs Herz, in seinen Augen perlte ein feuchter Schimmer.

„Seit heute morgen leb' ich kaum mehr.“ feuchte er. „Jetzt, seit ich dich seh', leb' ich wieder auf.“

Dieser Ausschrei aus gequältem Herzen rührte sie.

Er trug das feine Wams, von dem er ihr erzählt hatte; es war aus braunem, geripptem Samt, ebenso wie Hose und Weste. Ueber seinen grünseidenen Schlips fiel ein blendend weißer Hemdkragen. Der mächtige Brustkorb wölbte sich unter dem prallanliegenden Stoffe. Er trug seine Kleider mit dem natürlichen Anstand aller an körperliche Tüchtigkeit gewohnten Menschen.

Germaine konnte sich abermals des Gedankens nicht erwehren, wie kläglich ihr der andere Mann im Vergleich mit diesem erschien. Ihre Blicke glitten mechanisch über die gekrümmten Rücken, schiefen Schultern, die schlottrigen Röcke der übrigen. Auf seinem schwarzen Haar sah ein weicher Filzhut, herausfordernd in den Nacken gerückt. Die Massen waren jetzt so dicht ineinandergesetzt, daß sie sich nicht vom Flecke rühren konnten. Da gab's ein Gewoge von wackelnden Köpfen, schwankenden Schultern, und der Boden dröhnte unter den stampfenden Füßen.

„Jetzt kommen wir dran!“ rief er.

Wischnell hatte er ihre Hand gefaßt, seine Rechte um ihre Taille gelegt und sie mit sich fortgezogen. Sie dachte nicht einen Moment daran, sich zu wehren. Sie fühlte sich von dem mächtigen Strom seiner Kraft getragen, im Nu war der Raum rings um sie her frei. Langsam drehte sich Cachaprés im Kreise, auf seine starken Beine gestemmt, als riistete er sich zu einem Ausfall. Seine Ferseu bohrten sich in den Boden, als wären sie festgewachsen. Er spreizte die Ellenbogen, straffte seine Schultern — da entstand eine Presche.

Die arg bedrängten Massen gerieten ins Wanken und begannen zurückzuweichen. Rufe wurden laut wie: „Sedal Achtung! Aufgepaßt, Bursche! Cachaprés, mach' keine Dummheiten!“ Er hörte nicht, drang nur immer weiter vor, mit Hüften, Rücken und Schultern kämpfend und das Mädchen mit seinem Leibe deckend. Da erhob sich lauter Protest. Einer ließ ein grobes Wort fallen. Cachaprés maß ihn mit einem finsternen Blick und antwortete:

„Du, hüte dich, daß ich dich nicht erwischt!“

Nachdem die Bahn also freigemacht war, begannen andere Paare hinter ihnen zu tanzen. In die Starrheit der gestauten Massen kam wieder Bewegung. Als Germaine so eng an der Brust ihres Tänzers lag, überkam sie ein wonniger Schwindel. Blöhllich stand er still inmitten der wirbelnden Paare. Seine Arme schoben sich zwischen die ihren, seine Hand streifte leise über ihren Rücken. Mit einem strahlenden Lächeln sah er ihr tief in die Augen und raunte ihr zärtliche Worte zu.

„Germaine, sage, soll ich sie durchprügeln? Sag', wieviel? Zehn, zwanzig? Soll ich sie alle niederhauen? Sag', was du wünschst?“

Da mußte sie wieder an Hazard, ihren früheren Kavaliere, denken und die gemessene Stärke des Burschen bewundern.

Wollüstig wiegte sie die Musik in seinem Arm; das Gzwühle, der Tabakrauch, die verdorbene Atmosphäre des Saales begannen sie nach und nach zu betäuben, so daß sie sich dem Umsinken nahe fühlte. In dem Saale, wo sich die schwindenden Leiber drängten, begann jetzt eine derbe Lüfterheit aufzukommen. Mit herausforderndem Gelächter lohnten die Weiber den frechen Blicken der Bursche, die sie ansahen, als wollten sie ihre Kleider durchdringen. Auch Germainens Schamhaftigkeit begann in der schwülen Atmosphäre mählich zu schmelzen.

Als der Tanz zu Ende war, wollte er sie wegführen.

„Wir wollen ein bißchen trinken!“

Aber sie wagte es nicht. Sie sei mit Freundinnen da, was würden die von ihr denken? Doch er entgegnete:

„Ach was! Dummes Zeug! Komm' nur!“

Sie gab nach. Eben wieder begann die Musik eine Polka. Celina, Joë und die Müllermädchen tanzten. Sie wurde von niemand beobachtet.

Er ließ eine Flasche Champagner enttorken. Als sie ihn erstaunt anblickte, klopfte er sich auf die Westentasche:

„Fürcht' dich nicht.“

Er bestellte drei Flaschen auf einen Sitz, auch für seine Kameraden. Das verursachte allgemeines Aufsehen. Eine Menge Hände langten nach den Kelchen, Geschrei, Gelächter, Hurrarufe wurden laut:

„Goch Hubert! Auf dein Wohl! Hurra! Goch!“

Sie standen nebeneinander an die Mauer gelehnt, von der Lüre halb verborgen. Ab und zu hob sie ihr Glas an die Lippen und nippte. Er hielt die Flasche auf seinen Schenkel gestützt.

„Ich könnte noch stundenlang trinken. Es gibt wenige, die das Trinken so gut vertragen wie ich.“

Und voll Verachtung die Achseln zuckend, wies er mit dem Kopfe nach den anderen Zechern.

„Das sind gar keine richtigen Männer!“

Er goß sich ein Glas voll und fuhr fort:

„Ich hab' dich früher mit dem jungen Hazard tanzen gesehen. Einmal ist keinmal, dacht' ich mir. Aber wenn sie noch ein zweites Mal mit dem tanzt, dann spiel' ich ihm übel mit. Germaine, ich bin rasend eifersüchtig.“

Sie begann zu lichern.

„Auf wen?“

„Du weißt ganz gut, auf wen. — Auf dich, zum Hund.“

Sie zuckte die Achseln, und gleichgültig die Stäubchen von ihrem Kleide mit dem Taschentuche abklopfend, erwiderte sie ein wenig spöttlich:

„Na, ich, ich bin nicht eifersüchtig.“

Da wiegte er lächelnd den Kopf und sprach langsam:

„Wenn du wolltest, so könnten wir gute Kameraden werden!“

Sie hörte ihm zu, ohne etwas zu erwidern, in angestrengtem Nachdenken verloren; ihre Brauen bekamen einen krampfhaften Zug. Er wiederholte seine Worte mit ungemein einschmeichelnder Stimme:

„Wenn du wolltest, könnten wir gute Kameraden werden.“

Nun sammelte sie gewaltsam alle ihre Energie.

„Gehen wir wieder hinein.“

Der Champagner verwirrt ihre Gedanken. Sie hoffte bei ihren Freundinnen eine Stütze zu finden, allein sie konnte sie bloß von weitem unter den Paaren einer Quadrille sehen. Als sie sich enttäuscht abwandte, entschlüpfte ihm ein furchtbares, brutales Wort:

„Vernieh' dich nicht. Einmal mußt du's ja doch durchmachen.“

Entsetzt sah sie ihn an. Das ihr, der Tochter des Pächters Gulotte!

Ihr Blut empörte sich; da sie ihn aber so unterwürfig lächelnd, wie einen gebändigten Riesen, vor sich sah, als ob er gar nichts geredet hätte, vergaß sie seiner Worte, und es blieb bloß ein instinktives Gefühl der Unterwerfung unter einen stärkeren Willen in ihr zurück. Sie fühlte, wie alles in ihr zu diesem Manne hindrängte. Seine unerböhlene Zuvorsicht entlockte ihr jetzt ein Lächeln.

Sie tanzten.

Der Abend war gekommen, ein wundervoller, tiefblauer Abend mit funkelndem Sternengewimmel und lautwarmen Windböhen, die zeitweise über die Landschaft brausten. An den Wänden des Tanzsaales brannten jetzt Petroleumlampen, doch brütete trotz ihres hellen Lichtes in allen Ecken geheimnisvolles Dämmerdunkel. Und unermülich wogte der Tanz, das ohrenzerreißende Getöse der stampfenden Füße, die den Staub zu Wolken aufpeitschten. Wenn die tanzenden Paare in den Lichtkreis der Lampen gelangten, wurden sie von einer blendenden Helligkeit überströmt; dann tauchten sie wieder in die zerfließenden Schatten unter, und inmitten des Stimmengewirres konnte man das Schmaßen der Klöße vernehmen.

Der Saal war den Massen zu eng geworden: ein Teil

Der Festgäste hatte sich über die Straße verbreitet und den Ball jenseits des Tores ausgedehnt. Sie und da sah man einen halb berauschten Durschen schwanken; den brachte man dann an irgendeiner Straßenecke in Sicherheit, und seine Partnerin tanzte mit einem anderen weiter. Gegen Ende des Festes breitete sich über das ganze Dorf ein Rausch. Von überall stieg das Schluchzen Betrunkener auf.

Hinter dem Gasthose dehnte sich das heckenumjäumte Ackerland in sanftbergiger Steigung. Da die Hitze im Saale Germaine den Atem raubte, führte sie Cachaprés in die frische Kühle der friedlichen Natur. Er hatte sie bei der Hand gefaßt und wandelte Schulter an Schulter mit ihr unter den Schatten der Büsche. Der Flieder hauchte seine starken, süßen Düfte in das taufeuchte Gelände.

Sie gingen den Feldern entlang. Halb willenlos ließ sie sich von ihm führen; er hatte sie mit einem Arm umschlungen und drückte sie ab und zu innig an sich. Eine seltsame Schläflichkeit hielt sie umfassen und lieferte sie wehrlos seinen Kühnheiten aus; ihre wogende Brust an seine starke Schulter geschmiegt, stützte sie sich schwer auf ihn. Sie war aller Gedanken, allen Bewußtseins beraubt. Wie durch Traumgebilde wanderte sie durch den bleichen Mondenqlast, und wie verloren irrten ihre Blicke an den nebelumwallten Konturen der Bäume hin. Die Schauer der brünstigen Erde drangen ihr bis ins innerste Mark, mit Feuerbränden von Sinnlichkeit ihre Adern durchströmend.

Von unten drang der Lärm der Musik und das Stimmengewirr der Menge nur gedämpft an ihr Ohr. Bei einer Wegbiegung gewahrten sie einen bleichen Schimmer, zwei aufeinandergepreßte Gesichter, und Cachaprés brach in rohes Gelächter aus. Da mußte Germaine plötzlich an ihre Mutter denken. Blüßschnell zogen an ihr die ruhigen Zähne ihrer Kindheit vorbei, die Zeiten, da sie noch nichts vom Manne wußte, ihr Herz noch im tiefsten Frieden schlummerte. Und dies alles sollte nun dahin führen, sich von diesem Bagabunden lieben zu lassen, wie ein Tier unterm nächtlichen Sternenhimmel? Plötzlich drückte er seine heißen Lippen festig auf ihren Mund. Sie schloß die Augen, eine Sekunde lang dem Genuß dieses Augenblickes hingegeben, der ihrem Leben eine tiefe Wunde riß; dann aber entwand sie sich ihm mit einem Schrei, bebend vor Verachtung und Horn, und schickte sich an, den steilen Abhang hinunterzulaufen.

Da gab's eine nächtliche Jagd. Er erreichte sie und warf sie dabei fast zu Boden. Sie beschwor ihn: nicht in dieser Nacht! Morgen! Sie klammerte sich an ihn, suchte seine Hände mit ihren Fäusten abzuwehren. Das Rausen von Stimmen bewog ihn, von ihr zu lassen. Sie entfloß.

Man hatte sie bereits überall gesucht. Sie mußte alle erdenklichen Ausflüchte gebrauchen: sie habe Bekannte getroffen, man habe sie sogar mitten im Felde zu tanzen aufgefordert. Dies erklärte auch ein wenig die Unordnung ihrer Toilette. Uebrigens waren auch Celina und Roß von den Armen ihrer Tänzer recht übel zugerichtet. Das Feuer, das auf Germainens Wangen brannte, fand auf den glühroten Waden der beiden anderen seinen Widerschein. Etwas vom Manne war auch aus ihren zerknüllten Kleidern zu lesen, ebenso wie aus Germainens zerrissenem Staat.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Jurko Czarinski.

Von Friedrich Werner von Dostören.

Als Herr Jurko Czarinski von der kleinen Bodenerhebung, auf der sein Schloßchen mit allen Wirtschaftsgebäuden stand, dem einzigen Hügelchen auf weitenweite Entfernung, hinabfuhr, grüßte ihn am Westrande des Horizontes ein greller Feuerstreif. Herr Jurko nickte ihm zu und lächelte. Die Sonne hatte brav am Himmelszelt ausgehalten und ihr Licht gespendet, bis die ganze große Arbeit vollendet, die letzte Garbe in die Scheune gebracht worden war. Nun mochte sie ruhen gehen, nun mochte Dämmer hereinbrechen! Er brauchte kein Licht mehr. Brave Sonne!

Herr Jurko lehnte sich wohligh in die Polster des Wagens zurück und rechte die Arme, so weit er vermochte. Ah! Welch ein herrliches Gefühl, nach schwerer Arbeit in Ruß seine Müdigkeit in allen Knochen zu verschütten und — und seinem Glück entgegenzufahren! Bei Gott, es lohnte sich zu leben.

Der Wagen war längst am Fuße der kleinen Anhöhe angelangt und fuhr auf der holprigen schmalen Straße zwischen Feldern dahin. Ebene, so weit das Auge in schwindender Tageshelle reichte; weit und breit das stumpfe Braun des Ackerbodens unter dem tödlichen Gelb der Stoppeln.

Der Gutsherr auf Bischofow blühte zufrieden um sich. Und plötzlich lachte er laut. „Jan,“ rief er den Kutscher an, der die zwei starken goldbraunen Kofse lenkte.

Der Gerufene wagte nicht, das Gespann aus den Blicken zu lassen. Zumal das Sattelpferd riß verteuftelt an den Strängen und machte immer wieder Versuche, sich der Gewalt des Zügels zu entziehen.

Ohne das Haupt zu wenden, fragte Jan: „Der Herr befiehlt?“

„Hau dem Hund eins mit der Peitsche!“ schrie Jurko. „Er galoppiert immer.“ Und als seinem Befehl Folge geleistet war, und das widerspenstige Roß, wieder bezwungen, dahintrabte, lachte Herr Czarinski abermals. „Zehn Kronen, Jan, ganze zehn Kronen schenk ich Dir für jede Garbe, die Du noch auf einem Bischofower Feld erndest.“

Jan nickte. „Ich weiß, Herr, da werd' ich nichts verdienen.“

Sein Herr war aber in Geberlaune. „Doch Jan,“ sagte er. „Sollst heute auch etwas verdienen und Dir morgen einen guten Tag machen. Dann trink auf mein Wohl, hörst Du, und denk, daß Dein Herr sich auch einen guten Tag macht!“

„Ich küsse die Hände, ich falle zu Füßen,“ beteuerte Jan auf seinem Kutschbod und seine Augen leuchteten in Vorfreude.

Aber Herr Jurko hörte nicht mehr, was Jan sagte; kaum hatte er gesprochen, war er in die Kofster zurückgesunken und hatte, eng in eine Ecke geschmiegt, mit offenen Augen zu träumen begonnen. Seine eigenen Worte und ein Blick, der den kleinen Koffer oben auf dem Kutschbod gestreift hatte, wiegten ihn in wache Träume und zauberten ihm ein Bild des morgigen Tages vor, des Glückes, dem er entgegenfuhr. So verrann eine Stunde, und noch eine halbe verstrich. Dort, wo die Stoppelfelder aufhörten, nahm auch der Besitz des Herrn Jurko sein Ende, und es währte eine volle Stunde, bis diese Grenze erreicht war. Dann fuhr der Wagen an Wiesen vorüber und wieder an Feldern, die sich endlos zu dehnen schienen, und auf denen die schlanken Halme standen mit den schwergebeugten Häuptionern. Im Dämmerdunkel, das den roten Feuerstreif am Himmel verlöscht und die Erde in dunkles Grau gefüllt hatte, sahen sie gespenstig hoch aus; und wenn der leichte Abendwind lieblosend über sie hinstrich, nickten die vollen Aehren dem Wagen zu und grüßten den Herrn Czarinski. Und der Gruß gebührte ihm; denn was an goldberühendem Gelb auf den Feldern stand, war Eigentum des Herrn Jasiel auf Krawiec, des ältesten Bruders des Herrn Jurko. Aber dieser sah und merkte nichts; er träumte, träumte vom Morgen und ward sich des Heute erst bewußt, als die Räder jäh aufhörten sich zu drehen.

Da stand der Wagen vor dem Tore des Schlosses Krawiec. Gesinde lief dienstbeflissen herbei, eine der großen Doggen des Herrn Jasiel sprang freudewinselnd in den Wagen hinein, die andere tollte bellend um die Pferde, daß der Jan Mühe hatte, diese zu halten und die Peitsche zur Abwehr knallend schwingen mußte.

Herr Jurko lächelte freundlich, rechte sich und stand auf. Ein derber Schlag der Liebfosung traf den Hund; dann packte ihn der Bischofower, hob ihn auf wie ein kleines Kind und hielt ihn fest, während er dem Wagen entstieg. Und als er dann auf der Erde stand neben dem Gesinde des Bruders, erschien dieses zwerghaft und krüppelgleich neben seiner hohen, breiten Gestalt. Ein schöner Mann war der Herr Jurko und dazu stark und jung.

„Ausspannen, Jan,“ befahl er. Du und die Pferde sollen freisen und saufen. Schlag elf aber — bei Gottes Donner — Schlag elf fahren wir dann weiter. Eine Minute zu spät und ich erschlag Dich.“

Der Kutscher, der seinen Herrn wohl kannte, merkte dem Stimmklange an, daß die Drohung nicht etwa eine Redensart war, sondern sehr ernst genommen werden mußte. Der Herr Czarinski auf Bischofow war fähig, ein fremdes Kind aus einem Feuermeer zu retten oder einen Wolf mit der bloßen Faust zu erwürgen; das wußte man.

Jan nickte. „Schlag elf, Herr.“

Herr Jurko hatte die Dogge aus den Armen gelassen und stieg, von ihr umschmeichelt, die Stiege empor.

„Nichts Neues bei Euch auf Krawiec?“ fragte er den alten Diener, der ihm stumm folgte.

„Nichts. Unserem Herrn geht es immer gleich,“ entgegnete dieser.

Der Bischofower suchte die Achseln. „Wird auch beim gleichen bleiben,“ meinte er. „Wie ein Sohn liebte er den um zwanzig Jahre älteren Halbbruder; aber daß dieser bis an sein Lebensende an den Rollstuhl gebannt und der Bewegungsfähigkeit beraubt war, wußte er und hatte sich als an Unabwendbares daran gewöhnt wie der Bruder selbst.“

„Du hast mich doch erwartet, Jasiel?“ fragte Jurko nach der ersten Begrüßung.

„Hab ich,“ entgegnete der ältere Czarinski. „Aber —?“ Er schüttelte den kahlen Kopf, daß die abwärts hängenden Spitzen des langen grauen Schnurrbartes schaukelten, und blickte dem anderen fragend in die Augen. Der jüngere Czarinski lächelte und ließ sich, dem Bruder gegenüber, in einen Sitz fallen. „Verstanden hast Du meinen Brief wohl nicht ganz?“ fragte er.

Herr Jasiel nickte. „Hab ich nicht.“

Der breiten Brust Jurkos entstieg ein fröhliches Gelächter, und in den blauen Augen jüngsten Schlanglein schelmischer Freude. „Das wundert mich nicht weiter, Jasiel,“ versicherte er. „Als ich Dir gestern früh den Brief sandte, war ich in einem so verteuftelten

Fieber, daß ich nicht recht wußte, was ich schrieb. Und eilig hatte ichs, weil ich fürchtete, daß jedes Wort mehr mich die ewige und zeitliche Seligkeit kosten könnte."

Abermals sah der Krawiecer den Bruder verständnislos an und schüttelte das Haupt. „Warst im Fieber?“ fragte er besorgt. „Ja, warst Du denn krank, Jurko?“

„In meinem ganzen Leben war ich noch nicht so gesund wie gestern und heute,“ beruhigte der Lischkower.

„Alles erklär mir,“ forderte Jasief den Bruder auf. „Ich habe nur so viel verstanden, Du willst heute abend neun Uhr bei mir sein, mit mir speisen und dann zur Bahnstation, weil Du verreisen mußt. Für fünf Tage, wenn Gott ein guter Gott ist, auch für länger, schreibst Du. Warum mußt Du fort, Jurko? Warum verreisen jetzt mitten im Ernteschneit? Das ist Deine alte Tollheit — das ist mehr: ein Verbrechen, mein guter Sohn.“

Ehe Jurko Zeit zur Antwort fand, trat ein Diener ein und meldete, daß das Mahl bereit sei. Der Lischkower sprang sogleich auf und faßte selbst, den Diener fortdrängend, den Kollstuhl des Bruders, um ihn in den Speiseaal zu schieben. Der Krawiecer dankte mit einem etwas wehmütigen Nicken. O, sie liebten einander sehr und hingen getreu aneinander, die beiden Gzarinskis.

Im Gegensatz zu Jasief war Jurko stets hungrig und konnte im Essen ebenso Erstaunliches leisten wie in allem, was einen großen Kräfteaufwand erforderte. Rasch bemerkte er, wie Jasief zu essen vergah und ihm wie bewundernd zusah.

„Ich verschlinge heute noch mehr als gewöhnlich?“ fragte er, als er wieder einmal das geleerte Glas Wein von den Lippen ließ. „Auch das werd' ich Dir erklären, Jasief. Das hängt alles zusammen. Aber erst laß mich meinen Hunger stillen!“ Und er widmete sich von neuem mit voller Hingabe den Speisen, und sprach fürs erste nichts mehr.

„Wie der selige Vater,“ bemerkte der Krawiecer wehmütig. „Der war auch so einer wie Du, mein Jurko. Gott erhalt Dich so!“

(Schluß folgt.)

Wald und Wetter.

Jeder Landwirt fühlt sich als ein Wetterprophet, und wenn auch ein großer Teil der von ihm verfochtenen Regeln vor der Kritik der zünftigen Meteorologen nicht standhalten mag, so werden manche seiner Erfahrungen für die örtlichen Verhältnisse einen wichtigen Anhalt geben. Gewöhnlich weiß ein Landwirt z. B. zu sagen, von welcher Seite er am häufigsten den Regen erhält, von wo die Gewitter aufzuziehen pflegen, welcher Teil seiner Felder am meisten von Hagelschlägen bedroht ist usw. Der Einfluß von Sümpfen und Wäldern auf den Zug der Wolken spielt in diesen Theorien stets eine besondere Rolle, und darin sind diese praktischen Wetterpropheten den wissenschaftlichen antizipieren überlegen, die immer noch nicht angeben können, inwieweit der Wald auf den Gang der Witterung einzuwirken vermag. Die Ueberlegung, daß der Wald größere Feuchtigkeitsmengen ansammelt und wiederum der Verdunstung überliefert, sollte von vornherein zu der Annahme nötigen, daß die Luft über einem ausgedehnten Wald im Durchschnitt mehr Feuchtigkeit enthält, infolge der Verdunstung auch kühler ist und daher die Regenbildung fördert. Ein hinreichender Beweis für einen solchen Zusammenhang scheint sich aber schwer erbringen zu lassen, sonst würde, nicht die Mehrzahl der Meteorologen den Einfluß des Waldes auf die Verteilung der Niederschläge bisher gelehrt haben.

Eine sehr sorgfältige Arbeit über diese Frage hat jetzt Dr. Raphael Jon in der Wochenschrift „Science“ veröffentlicht, wobei er zwar die besonderen Untersuchungen im östlichen Teil der Vereinigten Staaten zugrunde legt, aber doch zu allgemeinen Schlüssen gelangt. Die Aufgabe, die er sich zunächst gestellt hatte, betraf die Feststellung des etwa vorhandenen Einflusses, dem die Wälder der atlantischen Staaten auf die Feuchtigkeit der mittleren Staaten und des Prärieengebietes ausüben könnten. Aus den Ergebnissen ist zunächst hervorzuheben, daß die Wirkung von Bergwäldern auf die Niederschläge in den Gebieten, die in der Richtung des vorherrschenden Windes hinter ihnen liegen, noch nicht klar gestellt ist, daß dagegen die Wirkung von Wäldern in weiten Ebenen besonders in der Richtung feuchter Winde nicht bezweifelt werden kann. Diese Wälder erhöhen durch die gesteigerte Verdunstung die Feuchtigkeit der Luftströmungen und helfen dazu mit, diese in größeren Mengen ins Innere der Festländer gelangen zu lassen, da die feuchten Winde in der Regel vom Meer in die Kontinente hineinwehen. Die Vernichtung solcher Wälder würde demnach das Klima merklich zum Nachteil beeinflussen, namentlich wenn der von ihnen bedeckte gewesene Boden nackt bleibt oder sich nur teilweise mit einer schwachen Vegetation überzieht. Es ist besonders beachtenswert und gibt vielleicht eine Erklärung für die bisherige Unterschätzung dieses Zusammenhangs, daß eine solche Wirkung weniger in dem Gebiet hervortreten wird, wo die Waldvernichtung geschehen ist, als in den trockneren Gegenden, die jenseits davon in der vorherrschenden Windrichtung liegen. Es muß allerdings auch jetzt noch zugestanden werden, daß ein bindiger Beweis für eine derartige Veränderung des Klimas in einem zahlenmäßigen Nachweis der Verminderung des Regensfalls noch nicht erbracht worden ist. Wahrscheinlich aber liegt das nur an der Kürze der Zeit, in

der zuverlässige Wetterbeobachtungen innerhalb größerer Gebiete überhaupt angestellt worden sind. Für die Vereinigten Staaten nimmt jedoch Dr. Jon mit voller Sicherheit an, daß die Wälder in der Bahn der vorherrschenden Winde auf die Verteilung des Regensfalls über weite Landflächen hin wirken. Voraussetzungen für diesen Schluß sind die Annahmen, daß die Niederschläge im östlichen Teil der Vereinigten Staaten aufs innigste mit den vorherrschenden Südwinden zusammenhängen und daß die Verdunstung über dem Land zur Regenbildung mehr beiträgt als die Verdunstung über dem Meere. Die letzte Annahme wird freilich bei den Meteorologen manches Bedenken erregen. Die praktischen Folgerungen, die an diese Untersuchung geknüpft werden, dürfen jedenfalls eine allgemeine Aufmerksamkeit beanspruchen.

Bisher hat man sich in der Forstwirtschaft beim Schutze der Wälder oder bei der Anforstung neuer Flächen hauptsächlich von Ueberlegungen leiten lassen, die mit einer Rücksicht auf das Wetter wenig zu tun haben. Es wäre nun selbstverständlich von der höchsten Bedeutung, wenn nach sicherer Feststellung der Wichtigkeit der Wälder für die Regenverteilung die Waldflächen sich so anlegen und erhalten ließen, wie es für den Regensfall im Hinterland am günstigsten wäre. Aus den Darlegungen von Dr. Jon ergibt sich unter anderem die Lehre, daß Wälder nicht so sehr in Gegenden geschnitten werden müssen, die bereits unter einem Mangel an Feuchtigkeit leiden, als in solchen Bezirken, die in der Richtung der vorherrschenden Winde liegen und selbst hinreichend mit Grundwasser und Niederschlägen versehen sind. Die Anlage von Forsten in Trockengebieten kann für die Wasserverteilung einen ganz anderen als den gewünschten Erfolg haben. Nur Wälder längs der Flußläufe können in solchen Bezirken der Feuchtigkeit dieser Landschaft selbst dienen. Außerdem wären Reibenpflanzungen von Bäumen, um Felder und Obstgärten, die das Verwehen des Schnees hindern und durch Abschwächung des Windes die Verdunstung herabsetzen, mehr zu empfehlen als zusammenhängende Waldmassen.

Bei der Anlage von Wäldern in der Richtung der regenbringenden Winde ist natürlich die Verschiedenartigkeit des Bodens in seiner bisherigen Verfassung zu berücksichtigen. Je feuchter der Boden ist, desto mehr Feuchtigkeit wird auch ein darauf entwickelter Wald an die Luft abgeben. Es ist daher insbesondere ratsam, Sümpfe zum Zweck der Anforstung zu entwässern, da der Boden dann mehr verdunstet und weniger Feuchtigkeit oberflächlich ablaufen lassen wird. Auf sandigen Böden wird der Wald überhaupt erst die Feuchtigkeit in die Atmosphäre tragen, während sie sonst einsinkt und der Regen also für die Luft der betreffenden Gegend verloren geht. Die Anlage von Wäldern auf steinigem Boden und steilen Gehängen endlich hat den Zweck, das Abfließen des Regenwassers zu vermindern, also die Verdunstung wiederum zu vergrößern. Muß ein Wald niedergeschlagen werden, so sollte der freigewordene Boden wenigstens einer möglichst intensiven Kultur zugeführt, nicht aber nackt oder als ärmliches Weideland oder Gestrüpp belassen werden.

Kleines feuilleton.

Eine Flucht aus der Gefangenschaft des Mahdi.

Als Missionar fern im Sudan starb in diesen Tagen der Vater Dhrwalder. Seinen Namen nannte man vor jetzt 21 Jahren einmal in der ganzen Welt, als seine Flucht aus der Gefangenschaft des Mahdis blutigen Andenkens bekannt wurde. Als 24jähriger war Vater Dhrwalder in die Gefangenschaft des Mahdis geraten; er hatte unsäglich Strapazen, unmenschliche Behandlung, schwere Krankheiten und Hunger und die empfindlichsten geistigen Entbehrungen und Qualen erlitten, mehrfach war seine Hinrichtung angedroht worden, ein paar Mal waren schon alle Anstalten dazu getroffen, und dennoch hatte er nach neunjähriger Gefangenschaft die Hoffnung auf Flucht noch nicht aufgegeben. Alle Voten, die er heimlich abgesandt hatte, hatten ihn im Stich gelassen. Im Jahre 1890 kam nun ein junger Araber, Ahmed Hassan, vom Stamme der Ababda aus Kairo und erbat von Dhrwalder einen Brief an dessen Angehörige. Dieses Arabers beschloß Vater Dhrwalder sich zu seiner Flucht zu bedienen. Er gab ihm eine Empfehlung an den Bischof Franz Sogaro, der die Geldmittel zur Flucht aufbringen würde, und der Araber versprach, nach einem Jahre wiederzukommen.

Das letzte Jahr der Gefangenschaft verbrachte Dhrwalder so kümmerlich wie die ersten neun; er ernährte sich mit Seifensiederei und Weberei, obwohl die ungewohnte Arbeit den Rest seiner Kräfte aufzehrte, und harrete geduldig der Wiederkehr des Arabers. Das Jahr verstrich, und Ahmed Hassan kam nicht. Am 27. Oktober 1891, viel später, als verabredet, erschien er aber dennoch in Omdurman, erklärte die Gründe seiner Verspätung und nun wurden in Eile die letzten Vorbereitungen zu der Flucht getroffen, durch die außer dem Vater zwei Schwestern der Mission und eine Negersklavin gerettet werden sollten. Heimlich kaufte Ahmed Hassan Kamele und in den letzten Novembertagen begünstigte der Anstand gegen Abdullahi, den Nachfolger des Mahdis, die Flucht. Am 30. November abends brachen sieben Personen, Dhrwalder selbst, die beiden Schwestern, die Negersklavin und Ahmed Hassan mit zwei Stammesgenossen auf sieben Kamele auf.

Ein kalter Nordwind blies ihnen entgegen, verstärkt durch den rasenden Lauf der Kamele. „Der enge Weg führte durch Dornsträucher“, so erzählt Dhrwalder selbst die Einzelheiten der Flucht,

„die man im Dunkeln nicht sehen konnte. Die Dornen zerrissen unsere Kleider, die Füße und die Hände, welche wir vor die Augen hielten, um sie zu schützen. Das Blut tränfelte von den Gliedern, aber es gab keinen Halt, stets und rastlos ging es nach Norden. Zeit ist Geld, heißt es: für uns war Zeit Leben. Wir überschritten tiefe Betten der Giehbäche, manchmal stolperte das Tier und mit ihm der Reiter, aber es gab keine Zeit, über Schmerzen und Quetschungen zu klagen.“ Nach der ersten Nacht waren die Augen der Flüchtlinge angeschwollen, sie waren zum Umfallen müde, eine der Schwestern wurde vor Schwäche ohnmächtig, aber weiter und weiter ging die eilige Flucht, Tag und Nacht hindurch, über öde Wüsten während des Tags, bei Nacht am Strom entlang.

Am dritten Tage sahen die Flüchtlinge Verber vor sich; gegen Abend füllten sie gegenüber der Stadt ihre Schläuche und ritten eilig weiter; in den dreieinhalb Tagen hatten sie nur vier Stunden schlafen können. Zwieback und Wasser war die einzige Nahrung. Der Mitt hatte die Flüchtlinge starr und wund gemacht, ihre Wunden brannten, aber weiter und weiter mußte die Flucht gehen, denn die Entweichung mußte in Omdurman längst bekannt geworden sein, und in jedem Reiter, auf den die Flüchtlinge stießen, witterten sie einen Untertan des Mahdis, der sie anhalten und nach dem Befehle Abdullahis lebendig oder tot nach der Nestbenz bringen sollte.“

Die Kamele waren völlig abgetrieben und nur noch Skelette und die Flüchtlinge selbst waren nichts als Haut und Knochen. „Unser Proviant war aufgezehrt,“ so beschreibt Ohrwald der Zustand der Flüchtlinge am fünften Tage des Mittes. Die Kamele und wir waren außerst ermüdet. Mich schmerzte die Rechte, da ich stets die Peitsche führen mußte, um das arme Kamel anzutreiben. Die Nähe unseres Zieles gab uns Mut, die fürchtbaren Strapazen zu ertragen. Der größte Feind war der Schlaf. Es ist undbeschreiblich, welche Gewalt uns dieser Tyrann antat. Wir suchten uns laut zu unterhalten und durch plötzliches Mitteln zu erschrecken, die Haut zu kneifen bis aufs Blut, und Haare auszuraufen, um den Schlaf zu verzagen. Wie Blei drückten die Augenlider nieder und es bedurfte der größten Kraft, sie wieder zu öffnen.“

Am 8. Dezember endlich näherte man sich dem Brunnen Murad, zwischen Korosko und Abu-Hamed: „Schon erblickten wir die Zyklopenbauten ähnlichen Befestigungen auf den die Brunnen umgebenden Bergen und die vom Morgenwind gepeitschte rote Fahne mit Halbmond und Stern. „Ahmed“, schrie ich, „grüße die Fahne der Freiheit!“ Der mutige Reiter nahm sein Gewehr und mehrere Salben verkleiden der ägyptischen Garnison unsere Ankunft. Kräftig widerhallten die Salben in den nackten Bergen. Jetzt waren wir den grausamen Händen des Chalifa Abdullahi entronnen und wir hatten unsere Geister unter seiner Farua hervorgeholt: der Chalifa pflegt nämlich zu sagen, er habe die Geister seiner Feinde unter dem Schaffel (larua), worauf er betet; womit er sagen will, daß er seine Feinde in seiner Hand habe. Jetzt waren wir wieder freie Menschen.“

Volkskunde.

Ein schauerlicher Aberglaube. So ziemlich über die ganze Erde verbreitet ist der Glaube, daß Krankheiten von den davon Befallenen entweder auf andere Menschen oder auch auf Tiere, ja sogar auf Pflanzen vermittelst irgendwelcher geheimnisvollen Betätigung „übertragen“ werden können. Aber auch Leichen können Lebenden ihre Krankheiten ab- und mit ins Grab nehmen. Um dies zu erreichen, legt man irgendeinen Gegenstand, der dem Lebenden gehört oder mit dem Krankhaften in Verührung gekommen und so vom Krankheitsstoff durchtränkt ist, einer Leiche mit in den Sarg oder wirft ihn in ein offenes Grab.

Dieser Brauch ist sehr alt. Bereits in deutschen Bußordnungen des 11. Jahrhunderts wird bei strengen Strafen verboten, den Leichen Krankheiten mitzugeben beziehungsweise sie mit diesen vergraben zu lassen. Eröhdem wird dieses Verfahren im Mittelalter allenthalben geübt. 1699 schreibt ein Chronist aus dem Erzgebirge: Sie meinen, „wann sie ein Stüd Salz und Brod halb essen / und die andere Hälfte einer Leichen unter den Arm legen / und mit ins Grab geben / so würden sie von der schweren Not befrehet werden.“

Aber selbst heute noch herrscht in manchen Gegenden, zum Beispiel in Sachsen der Glaube, man könne Krankheiten loswerden, wenn man irgendeinen bestimmten Gegenstand in den Sarg legt oder ins offene Grab wirft. Beispiele dafür bringt das soeben erschienene Buch Dr. C. Seyfart's: „Aberglaube und Zaubererei in der Volksmedizin Sachsens“. Weit verbreitet ist folgender Brauch, um sich von Warzen, Hühneraugen oder Hautausschlägen zu befreien: Man bestreicht sie dreimal mit einem gestohlenen Stückchen Speck und legt dieses einer Leiche mit in den Sarg, ohne daß es ein anderer bemerkt oder sieht. Die gleiche Wirkung hat es, wenn man das Speckstückchen bei einem Begräbnis nach dem Vaterunser ins Grab wirft. Warzen verschwinden auch, wenn man sie mit einer gestohlenen Kartoffel oder mit einer auf die gleiche Weise erlangten Zwiebel drückt und diese dann einer Leiche mitgibt. In der Gegend von Röttha macht man in einen Strohhalm so viele Knoten, als man Warzen hat, und legt diesen danach zu einer Leiche in den Sarg. Nach wenigen Tagen verschwinden dann die unschönen Wucherungen von selbst.

Hat man im Erzgebirge Warzen oder sonst etwas Böses am Körper, so bestreicht man das Krankhafte mit etwas Leintwand und legt diese mit in den Sarg. Unmittelbar werden Krankheiten auch dadurch auf einen Toten übergeleitet, daß man das Krankhafte mit einem Teile der Leiche, etwa mit der Totenhand, in Verührung bringt. Durch Bestreichen mit einer solchen glaubt man allgemein Kröpfe, Warzen, Ueberbeine, Feuer-, Haar-, Leber- und Muttermale vertreiben zu können. In diesen Fällen besteht der Glaube, daß die Leiden nicht durch die Verührung des Leichnams auf diesen übertragen werden, sondern daß durch „die Todeskraft der Leiche“ die Krankheiten im Menschen ertötet werden sollen. Denn der tote menschliche Körper besitz nach dem Volksglauben geheimnisvolle Heil- und Zauberkräfte, die er auf alle Gegenstände, die mit ihm in irgendeinem Zusammenhang stehen, überträgt.

Völkerrunde.

Eine Legende von der Erwerbssgier. Bei den Annamiten erzählt man sich folgende Geschichte: Ein alter Annamit hatte drei Söhne. Als seine Sterbestunde herangekommen, versammelte er diese um sein Bett und fragte sie, wie sie es mit seiner Bestattung zu halten gedächten. „Ja“, sagte der Älteste, „will dir ein schönes Leichenbegängnis mit Musik geben.“ „Du bist ein Verschwendler“, rief der Sterbende entlülstet, „wozu diese unnützen Geldausgaben?“ „Ich werde dich mitten auf dem Felde begraben“, ließ sich der zweite Sohn vernehmen. „Das ist schon besser“, erwiderte der Vater, „du sparst dabei wenigstens dein Geld. Aber weshalb launst du mich denn nicht nutzbringender verwerten?“ „Ich hab's“, rief der Jüngste, „ich will dich einfallen und stückweise verkaufen.“ „Sehr gut, mein Sohn“, bemerkte der Alte mit vergnügtem Schmunzeln. „Du bist ein würdiger Erbsproß. Aber hüte dich nur, unserem Nachbarn etwas zu verkaufen. Er ist ein schlechter Zahler und du würdest bei dem Handel nur dein Geld verlieren.“

Medizinisches.

Die Ursachen der Kurzsichtigkeit. Unser medizinischer Mitarbeiter schreibt uns: Es ist eine allbekannte Tatsache, daß ein großer Teil der Kurzsichtigen ihr Leiden der Schule verdankt, und in augenärztlichen Kreisen spricht man auch kurzerhand von einer Schulmyopie. Den Ursprung dieses Uebels sieht man in Laienkreisen seit altersher in der schlechten Haltung der Kinder, die sich mit hängendem Kopfe zu sehr den Büchern nähern. Auch der Berliner Ophthalmologe Prof. Levisohn neigt zu einer ähnlichen Anschauung; er nimmt an, daß bei der Kopfneigung die mechanischen Verhältnisse eine Verlängerung der Augapfelachse veranlassen, die dann zur Kurzsichtigkeit führt. Er hat die Richtigkeit seiner Theorie an Affen untersucht. Auf dem Ophthalmologentage in Heidelberg hat er über die Ergebnisse berichtet. Die Affen wurden mehrere Monate hindurch täglich einige Stunden lang in halbchräger Stellung mit dem Kopf nach unten aufgehängt. Das Resultat entsprach den Erwartungen. Der normal-sichtige Affe wurde kurzsichtig, und bei einem bereits kurzsichtigen Affen stellte sich ein wesentlich höherer Grad von Myopie ein. Auch auf der Netzhaut und am Sehnerven traten die charakteristischen myopischen Veränderungen zutage. Allerdings wirken bei der Entstehung der Kurzsichtigkeit wohl noch andere Ursachen, zum Beispiel die Vererbbarkeit des Leidens, mit. Nahrung, eine Generation lang ausgeübt, erleichtert bei den Nachkommen die Entstehung der Kurzsichtigkeit.

Bauwesen.

Ein neues Baumaterial. Der amerikanische praktische Sinn hat ein neues Baumaterial auf den Markt gebracht, das Hyrib genannt wird und, wie Baurat Dr. C. Friedrich in der „Bauwelt“ ausführt, gewissermaßen ein Streckmetall mit innewohnenden Verstärkungsrippen ist. Hyrib wird als eine Art von Einlagen für gewisse Eisenkonstruktionen verwandt und besteht aus einer Reihe von tiefen Rippen, die untereinander durch ein Metallnetzwerk verbunden sind. Die Rippen sowohl wie das Netzwerk sind aus ein- und derselben Stahlplatte gebildet. Die besondere Eigentümlichkeit des Hyrib besteht darin, daß es zu einem doppelten Zweck des Eisenbetons dient: es wird nämlich sowohl für die Leeren und Formen als auch als Eiseneinlage verwendet. So gibt es z. B. Dächer und Deden, die in einfacher Weise nur durch Verlegen von Hyribplatten gebildet waren, auf die die Betonmischung in der erforderlichen Dike aufgebracht war, während die Unterseite dieser Platten, die vermöge der Rauheit des Netzes einen vorzüglichen Rührträger bilden, noch nachträglich mit Putzmörtel beworfen wurde. Aufschlagend ist dabei die geringe Stärke einer solchen Dachkonstruktion. Es leuchtet ein, daß man mit diesem Verfahren nicht unwesentlich an Material sparen kann, da nicht nur das Eigengewicht des Daches selbst, sondern auch das der unterstützenden Konstruktion wesentlich verringert wird. Für die kürzeren Spannweiten werden die üblichen hölzernen Unterstüßungen nicht verwendet. Nur bei den größeren Spannweiten werden in der Mitte zur Verstärkung der Hyrib vorübergehend Stützen angebracht. Ausgedehnte Verwendung findet Hyrib auch bei der Konstruktion von Umfassungs- und Zwischenwänden. Sie werden verblüffend schnell zusammengestellt. Hyribscheidewände sind fest, widerstandsfähig und schallsicher.